

Jugendsünden im Internet: Warum wir lernen müssen, sie neu zu bewerten

Wer schreibt, der bleibt: Das gilt dummerweise auch für alles, was man zwar ins Netz gestellt hat, aber später gar nicht mehr so meint. Wie man mit digitalen Altlasten umgeht.

Von Kathi Flau

Hildesheim. Die Zeiten sind vorbei, in denen sich Jugendliche auch mal danebenbenennen und dumme Sachen sagen konnten, ohne dass das in irgendeiner Form dokumentiert wurde. Das ist im digitalen Zeitalter anders. Heute genügt ein unbedachter Kommentar, ein Selfie mit den Kumpels nach durchzechter Nacht, eine Auffassung, die man inzwischen längst nicht mehr vertritt: Was im Internet steht, steht da für alle Zeiten.

Und kann die jungen Autoren später, wenn es um Jobs und Karrieren, vielleicht sogar um eine Position in der Öffentlichkeit geht, ruckzuck wieder einholen. Denn inzwischen muss man da mit Prüfungen und Recherchen rechnen: Früher oder später kommt immer jemand auf die Idee, mal nachzuschauen, ob bei Posts von bekannten Menschen nicht auch etwas Dummes dabei war. Findet er, wonach er gesucht hat, wird es medial oft geradezu genüsslich ausgeteilt.

Und das sind für Wolf Schünemann, Juniorprofessor für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Politik und Internet an der Uni Hildesheim, auch schon die beiden Kräfte, die hier zusammenwirken: Einerseits geht es um den, der digital sündigt. Und andererseits geht um die Gesellschaft, die es ihm später vorhält. Die ist an diesem medialen Wandel und dessen Wahrnehmung nämlich keinesfalls unschuldig.

Im Gegenteil: Gerade bei dieser Wahrnehmung spielt ein Phänomen eine Rolle, das Schünemann die „Empörungsspirale“ nennt: „Das beobachten wir zum Beispiel häufig in den Sozialen Netzwerken. Leute nehmen Schnippsel auf und machen daraus sofort etwas Großes. Wir sollten als Gesellschaft aber nicht auf jedes Ereignis mit einem Shitstorm reagieren.“ Nachsicht sei vielmehr angebracht, gerade dann, wenn Menschen in sehr jungen Jahren schreibend und postend ins Fettnäpfchen getreten sind.

Denn alles andere führe nur zu



Schnell gepostet, nie mehr vergessen: Digitale Jugendsünden bleiben im Internet sicht- und auffindbar. Für immer.

FOTO: MASCHA BRICHTA/DPA

dem, was wir ebenfalls sehr oft erleben, so der Juniorprofessor. „Wir hören ständig Politiker, die nur Sprechblasen aufsagen.“ Wie Fußballer oder Menschen in der Unterhaltungsbranche hätten Politiker gelernt, potentiell verfangliche Aussagen möglichst zu vermeiden.

Das sei schlicht eine Strategie, sich nicht ständig angreifbar zu machen. Der professionelle Umgang mit der Öffentlichkeit, der man in solchen Jobs ausgesetzt sei.

„Und wer in jungen Jahren Dinge ins Netz stellt, der hat diese Professionalität natürlich nicht“, sagt

Schünemann. „Hier sollte man auch rückblickend nochmal einen anderen Maßstab anlegen, wenn man Äußerungen oder Posts beurteilt.“

Für alles, was man schriftlich hinterlasse, brauche es Medienkompetenz. Und die muss erlernt werden. Und so sollten beide Seiten, meint

Schünemann, „immer Offenheit dafür bewahren, dass wir alle fehlbar sind und uns auch mal Fehler unterlaufen können, die uns später selbst leid tun“. Denn Nachsicht und Verzeihen, das waren schon gute Strategien, lange, lange, bevor es das Internet gab.

PEINLICHKEITEN VON EINST - ERINNERUNGEN AUS DEM REDAKTIONSTEAM

Bücherklau als Mutprobe

Osnabrück ist für jemanden aus Melle so etwas wie Hannover für einen Hildesheimer. Jedenfalls als Jugendlicher. Ich war damals etwa 15. Mit meinem Freund Klaus bin ich oft nach Osnabrück gefahren. Mit der Bahn. Eine Station war immer unsere Lieblingsbuchhandlung, in der wir stundenlang stöbern konnten. Einmal hatten wir die blöde Idee für eine Mutprobe. Ich sollte ein Buch klauen. Klar, habe ich gesagt. Kann ich. In der dreistöckigen Buchhandlung habe ich Blut und Wasser geschwitzt, irgendein Buch im Treppenhaus in die Tasche gesteckt und bin an der Kasse vorbei rausgegangen. Erst war ich stolz, auf der Rückfahrt habe ich es bereits bereut. Wenn ich jetzt drandenke, bereue ich es immer noch. Es ist ein Vertrauensbruch. Und das ist großer Mist.



Von Norbert Mierzowsky

Bedenkenlos konform

Wenn ich froh bin, dass in meinem Leben eines undokumentiert blieb, dann ist das meine frühe Unbekümmertheit in Sachen Konformität. Die umgab uns als Kinder in der DDR, um mal im Sprachblid zu bleiben, auf Schritt und Tritt. Doch das heißt ja noch lange nicht, dass man die auch gut finden musste. Ich fand die super. Das Kollektive, die Pioniernachmittage, mein blaues Halstuch: alles total prima. Als Kind fand ich es toll, Teil dieses Ganzen zu sein, das ich erst viel später als ein politisches System verstand. Und noch später erst als totalitäres System. Mein achtjähriges Ich hingegen sagte bedenkenlos alles auf, was man ihm vorsagte: Die Partei, die Partei, die hat immer recht. Tja, nun ist es wohl doch dokumentiert. Wenn das Erich wüsste.



Von Kathi Flau

Das Grauen mit der Minipli

Jugendsünden? Da fallen mir einige ein: etwa ein unerlaubter, nächtlicher Ausflug mit 16 in eine hannoversche Kultidisco mit einem mir gänzlich fremdem jungen Mann, mindestens zwei Autofahrten mit 20 in betrunkenem Zustand – ich hätte diese Episoden ganz sicher nicht im Internet gepostet, selbst wenn es die Möglichkeit damals gegeben hätte. Ich erinnere mich aber an eine total verkorkste Frisur, die ich mit 15 einem hiesigen Friseur zu verdanken hatte. Damals war die kleine Schwester der Dauerwelle, die Minipli, total in. Ich hatte langes, sehr dichtes Haar – und es sollte sich nun locken. Nach der Prozedur sah ich sechs Monate aus wie Jimi Hendrix – grauenhaft. Schade, dass das nicht im Internet festgehalten ist.



Von Susanne Ferge-Grimm

Unrühmliches Liebesgeschichte

Jugendsünde – das passt bei mir am besten auf eine für mich sehr unrühmliche Liebesgeschichte, die ich mit Anfang 20 erlebt habe. Oder ehrlich formuliert: Ange richtet habe. Mit meiner Ehrlichkeit war es seinerzeit nicht weit her. Meine Freundin und ich hatten uns auseinandergeliebt. Ich traf eine andere, verliebte mich unsterblich, lebte das auch aus – allerdings ohne beide Mädchen so richtig voneinander in Kenntnis zu setzen. Das taten dann andere, Hildesheim war schon damals ein Dorf – erst recht, wenn sich das Wochenendleben aller Beteiligten in denselben Discos abspielt. Die eine Beziehung ging zu Ende, die andere fing nie richtig an. Ist mir recht geschehen, sagen Sie? Stimmt. Aber wenn das Ganze auch noch Eingang in soziale Medien gefunden hätte ...



Von Rainer Breda